

“Russenkinder”: Besetzung und ihre Kinder

Barbara Stelzl-Marx

Rund 400.000 Rotarmisten befreiten Österreich, allein 270.000 wurden mit dem Orden „Za vzjatje Veny“ – „Für die Einnahme Wiens“ ausgezeichnet. Für Herbst 1945 wird die Stärke der sowjetischen Besatzungstruppen in Österreich auf 180.000 bis 200.000 Personen geschätzt. Zehn Jahre später waren noch mehr als 50.000 sowjetische Soldaten, Familienangehörige und Angestellte der Armee in Österreich stationiert.¹

Gerade zu Kriegsende und in der ersten Nachkriegszeit waren die Soldaten der Sowjetischen Armee in Ostösterreich beinahe omnipräsent, dominierten das öffentliche Leben, drangen in die Privatsphäre ein, sahen – zumindest zu einem gewissen Teil – die Frau als Beute der Sieger. Weniger bekannt ist, dass sich – wie auch in den westlichen Besatzungszonen² – eine große Bandbreite erotischer Annäherungen zwischen Österreicherinnen und sowjetischen Besatzungssoldaten entwickelte, die von Flirts, Beziehungen für ab und zu oder die Dauer der Stationierung – und in Ausnahmefällen – bis hin zu Eheschließungen reichten. Außerdem gab es jede Form von professioneller und halbprofessioneller Prostitution, wobei sich vor dem Hintergrund der katastrophalen wirtschaftlichen Lage zu Kriegsende und der materiellen Asymmetrien zwischen Soldaten und einheimischen Frauen die Grenzen zwischen Freiwilligkeit und Zwang nicht immer eindeutig ziehen lassen. Das Schlagwort „Überlebensprostitution“³, das Beschaffen von Lebensmitteln durch sexuelle Kontakte, wurde in diesem Zusammenhang geprägt.

Von sowjetischer Seite waren diese Kontakte alles andere als gern gesehen. Bereits im Juli 1945 kritisierte die Politische Abteilung der NKVD-Truppen Verhältnisse sowjetischer Offiziere mit österreichischen Frauen als „politisch folgenschwer“ und die betroffenen Männer als „moralisch instabil“. Die Österreicherinnen wurde als reale Gefahr gesehen, den

¹ Franz Severin Berger – Christiane Holler, Trümmerfrauen. Alltag zwischen Hamstern und Hoffen. Wien 1994, S. 174. Dieser Beitrag beruht auf: Barbara Stelzl-Marx, „Russenkinder“ und „Sowjetbräute“. Besatzererfahrungen in Österreich 1945–1955, in: Andreas Hilger – Mike Schmeitzner – Clemens Vollnhals, Sowjetisierung oder Neutralität? Optionen sowjetischer Besatzungspolitik in Deutschland und Österreich 1945–1955. Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung. Bd. 32. Göttingen 2006, S. 479–508; Barbara Stelzl-Marx, Freier und Befreier. Zum Beziehungsgeflecht zwischen sowjetischen Besatzungssoldaten und österreichischen Frauen, in: Stefan Karner – Barbara Stelzl-Marx (Hg.), Die Rote Armee in Österreich. Sowjetische Besatzung 1945–1955. Beiträge. Graz – Wien – München 2005, S. 421–448.

² Vgl. dazu etwa: Ingrid Bauer, „Besatzungsbräute“. Diskurse und Praxen einer Ausgrenzung in der österreichischen Nachkriegsgeschichte 1945–1955, in: Irene Bandhauer-Schöffmann, Claire Duchon (Hg.), Nach dem Krieg. Frauenleben und Geschlechterkonstruktionen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Herbolzheim 2000, S. 261–276, hier: S. 263; Renate Huber, Identität in Bewegung. Zwischen Zugehörigkeit und Differenz. Vorarlberg 1945–1965, Innsbruck – Wien – München – Bozen 2004, S. 184–197.

³ Irene Bandhauer-Schöffmann – Ela Hornung, Von der Trümmerfrau auf der Erbse. Ernährungssicherung und Überlebensarbeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Wien, in: L’Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft. 2. Jg. 1991, Heft 1, S. 77–105, hier: S. 103.

„verzauberten“ Soldaten militärische Geheimnisse zu entlocken: „Der Feind greift zu jeglicher Tücke, um das Vertrauen der Sowjetbürger zu gewinnen und sich zu ‚akklimatisieren‘, er bietet Frauen an, die sich bemühen, unsere Soldaten zu ‚verzaubern‘ und zu ‚verwöhnen‘, mit ihnen intime Verhältnisse einzugehen, mit dem Ziel, ihr Vertrauen zu erlangen und auf diese Weise militärische Geheimnisse und Staatsgeheimnisse auszukundschaften und auch wenig stabile Elemente für ihre Netze anzuwerben.“⁴

Nichts desto trotz gingen aus den Liebesbeziehungen aber natürlich auch als Folge von Vergewaltigungen tausende⁵ „Besatzungskinder“ hervor, deren sowjetische Väter bald nicht mehr greifbar oder bereits vor der Geburt absent waren. Viele dieser sogenannten „Russenkinder“ wissen bis heute nicht, wer ihr leiblicher Vater ist oder kennen nicht mehr als einen russischen Vornamen und eine Region in der damaligen Sowjetunion als Herkunft. Zudem trug und trägt die gesellschaftliche Stigmatisierung jener Österreicherinnen, die sich „auf einen Russen einließen“, dazu bei, dass selbst bekannte Daten über den sowjetischen Besatzungssoldaten vor den Angehörigen verheimlicht wurden beziehungsweise immer noch werden. Umso schwieriger gestaltet sich daher die Suche nach den eigenen Wurzeln, die sowohl von Kindern als auch von Enkeln vorangetrieben wird. Umgekehrt sind aber auch Fälle von ehemaligen sowjetischen Besatzungssoldaten bekannt, die sich Jahrzehnte nach dem Abzug der Truppen auf die Suche nach ihrem österreichischen „Kind“ machen.

„Als Russenkind war ich das Letzte“ – Zum Umgang in der österreichischen Familie und Gesellschaft

Allein die selbst heute noch verwendete Bezeichnung „Russenkind“ verweist auf die Diskriminierung und Stigmatisierung, der die aus einer Beziehung zwischen einer Österreicherin und einem sowjetischen Besatzungssoldaten hervorgegangenen Kinder in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft vielfach ausgesetzt waren. Jahrelang waren die Besatzungskinder für offizielle Stellen wie die Fürsorge ein Problem, für die breite Öffentlichkeit ein beliebtes Versatzstück scheinmoralischer allgemeiner Entrüstung. Auch wirtschaftliche Probleme spielten eine Rolle, weil die in die Sowjetunion zurückgekehrten Väter – so ihre Adresse überhaupt bekannt war – nicht zur Alimentationspflicht herangezogen werden konnten. Nichtsdestotrotz standen die Mütter in der Mehrzahl der

⁴ RGVA, F. 32902, op. 1, d. 11, S. 158f. Abgedruckt in: Stefan Karner – Barbara Stelzl-Marx – Alexander Tschubarjan (Hg.), Die Rote Armee in Österreich. Sowjetische Besatzung 1945-1955. Dokumente. Krasnaja Armija v Avstrii. Sovetskaja okkupacija 1945-1955. Dokumenty. Graz 2005.

⁵ Für Österreich liegt keine Gesamtstatistik der „Besatzungskinder“ vor, aber nach Angaben der einzelnen Bundesländer wurden allein zwischen 1946 und 1953 in allen vier Zonen rund 8000 sogenannte „Soldatenkinder“ geboren. Vgl. Besatzungskinder – ein Weltproblem, in: Arbeiter-Zeitung. 3.11.1955, S. 5. Die tatsächliche Gesamtzahl liegt aber sicherlich darüber, da bei weitem nicht alle Kinder von Besatzungssoldaten offiziell als solche registriert wurde. Vielfach wurde nach der Geburt der Vater als unbekannt oder als Österreicher eingetragen.

Fälle zu ihren Kindern: Von österreichweit 603 Fällen, in denen die Mütter von der Fürsorge aufgefordert wurden, ihre Kinder zur Adoption freizugeben, erklärten sich nur 92 dazu bereit.⁶

Der Terminus „Russenkind“ war noch in den 1960er Jahren ein weit verbreitetes Schimpfwort unter Jugendlichen und Kindern, die diesen Begriff von ihren Eltern als Synonym für etwas besonders Verachtenswertes übernommen hatten, vielfach ohne genau zu wissen, was dahinter an Beleidigendem steckte.⁷ So berichtet auch der im Februar 1947 geborene F. R., dass er als Sohn eines in Tulln stationierten Soldaten in den Häusern seiner Freunde unerwünscht war: „Als ‚Russenkind‘ war ich das Letzte. Die Eltern meiner Freunde haben mich aus ihren Häusern hinausgejagt.“⁸ Die Gleichaltrigen aus dem Dorf griffen das von Erwachsenen abwertend eingesetzte Etikett „Russenkind“ auf und verwendeten es als Schimpfwort, erinnert sich F. R.

Zwei Gründe macht F. R. dafür verantwortlich, dass „die Russen“ – und somit auch sein Vater – im Ort insgesamt und im Elternhaus seiner Mutter im Speziellen nicht gerne gesehen waren: einerseits die Vergewaltigungen zu Kriegsende, andererseits der hohe Anteil an überzeugten „Nazis“. Es überrascht kaum, dass diese beiden Faktoren in einem Atemzug genannt werden: Schließlich bestätigten und verstärkten die Übergriffe, die von den Nationalsozialisten propagierten rassistischen Feindbilder, die seit Jahrhunderten tradierten Negativbilder über die „Gefahr aus dem Osten“ und die antikommunistische Stimmung zu Kriegsende. In der kleinen Gemeinschaft des Dorfes, wo jeder jeden kannte und über alles Bescheid wusste, wurde dieses negative, von NS-Propaganda geprägte „Russenbild“ außerdem auf jene österreichischen Frauen übertragen, die eine Beziehung mit einem Besatzungssoldaten hatten, und auf die Kinder, die daraufhin geboren wurden. Die in der NS-Zeit propagierte „Rassenschande“ ging gleichsam auf die Frauen des Nachkriegsösterreich über und prägte ihr weiteres Leben.

„... das ist alles, was ich weiß“ – Auf der Suche nach dem verlorenen Vater

Die Suche nach dem „verlorenen Vater“ war und ist für viele Besatzungskinder – und selbst deren Kinder – Zeit ihres Lebens ein Thema. Allerdings ist häufig – abgesehen von ungefähren Orts- und Zeitangaben der Stationierung in Österreich – lediglich ein russischer Vorname überliefert. Die wenigen ursprünglich bekannten Angaben sind außerdem in vielen Fällen verloren gegangen, da das Thema des sowjetischen Vaters entweder in der Familie tabuisiert oder eine intensive Suche erst im Zuge der Ost-Öffnung Ende der 1980er Jahre aufgenommen wurde, als manche der wichtigsten Auskunftspersonen nicht mehr am Leben waren.

⁶ Besatzungskinder, in: Arbeiter-Zeitung.

⁷ Berger – Holler, Trümmerfrauen, S. 189.

⁸ F. R., Freundliche Auskunft. Tulln 17.6.2004.

Hinzu kommt, dass in der Nachkriegszeit keine Unterstützung von sowjetischer Seite bei der Suche nach ehemaligen Besatzungssoldaten zu erwarten war. Beispielsweise teilte die Österreichische Botschaft in Moskau im Oktober 1957 der Jugendfürsorge des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung mit: „Eine Ausforschung über das sowjetische Ministerium des Äußeren ist nicht möglich, da Pokulov einerseits Sowjetbürger ist und überdies das genannte Ministerium Ausforschungen zu Privatzwecken ablehnt. Eine Ausforschung Pokulovs seitens der Kindesmutter käme daher nur auf dem Weg über das österreichische Rote Kreuz an das sowjetische Rote Kreuz in Frage.“⁹

In einigen Fällen glückt allerdings diese Suche nach den persönlichen Spuren und Wurzeln, findet ein Wiedersehen – oder sogar erstes Treffen – nach Jahrzehnten statt. Die Dramatik, Emotionalität, Freude und auch Angst in dieser Situation ist schwer zu übertreffen. Vera Ganswohl sah ihren Vater 1983 – mehr als dreißig Jahre nach ihrer Trennung – in Moskau wieder. Noch heute kommen ihr Tränen, wenn sie an das Treffen vor dem Hotel Kosmos denkt: „Aber das war wirklich für alle Beteiligten so ein, irgend so ein Ereignis, das, glaube ich, nicht nachvollziehbar ist für jemanden anderen. [...] An sich bin ich ein recht stabiler Mensch und sehr ausgeglichen, aber das war ganz einfach so viel Gefühl und so viel Emotionen, die da hochgekommen sind. Und das alles so zu verkraften, das hat mich eigentlich schon sehr hergenommen, muss ich sagen.“¹⁰

Auslöser für dieses erste Wiedersehen nach dem Abzug der sowjetischen Truppen aus Österreich war eine Ansichtskarte, die der Vater 1979 in ihren burgenländischen Heimatort sandte, wo er die Mutter 1945 kennen gelernt hatte. Der Schock und die Aufregung ob dieser unerwarteten Nachricht aus der Sowjetunion waren gewaltig, berichtet Vera Ganswohl. „Natürlich Schock! Aufregung! Und, und meine Mutter wollte alles so auf sich beruhen lassen. Ja, Vergangenheit und es war schön und aus. Ich hab’ natürlich ein vitales Interesse gehabt, meine Wurzeln, meinen Vater und so kennen zu lernen. Und sie hat dann lang gezögert, mir überhaupt die Adresse [zu geben ...]. Aber ich hab nicht locker gelassen.“¹¹ Vera Ganswohl entschloss sich, trotz der Ressentiments der Mutter zu antworten und somit den Kontakt wiederherzustellen. Durch das Treffen mit dem „verlorenen Vater“ kam sie gleichsam zur Ruhe.

Resümee

Die zehnjährige Besatzungszeit in Österreich brachte ein weites Spektrum an Beziehungen zwischen den sowjetischen Soldaten und einheimischen Frauen mit sich, die bis heute – auf beiden Seiten – Spuren in den jeweiligen Biographien hinterlassen haben. Trotz starker gesellschaftlicher Ressentiments stellten die freiwilligen Liebesverhältnisse mit

⁹ ÖBM, Personalakt, R. H.

¹⁰ AdBIK, OHI, VD-0326, Vera Ganswohl. Graz 5.8.2004.

Besatzungssoldaten mitunter eine zentrale Überlebensstrategie dar, die – abgesehen von wirtschaftlichen Vorteilen – gewissermaßen eine Rückkehr zu einem friedlichen Leben bildeten, aber auch einen Schutz vor Übergriffen darstellten. Auffallend ist, dass ursprüngliche Feindbilder und Ressentiments der Nachkriegszeit auch vor dem Hintergrund der besonders intensiv tradierten Vergewaltigungen durch Rotarmisten teilweise immer noch fest im kollektiven Gedächtnis verankert sind und Bereiche dieses emotional hoch besetzten Themas nach wie vor tabuisiert werden. Auf der anderen Seite setzen sich Besatzungskinder und -enkel über ein jahrzehntelanges Frage- und Redeverbot hinweg, beseelt von dem Wunsch, die eigenen, vielfach von Mythen umwobenen Wurzeln zu finden. Das Thema „Besatzung und ihre Kinder“ hat somit nichts an Aktualität verloren.

Der Beitrag ist publiziert in: Barbara Stelzl-Marx, „Russenkinder“. Besatzung und ihre Kinder, in: Stefan Karner – Gottfried Stangler (Hg.), „Österreich ist frei!“ Der Österreichische Staatsvertrag 1955. Beitragsband zur Ausstellung auf Schloss Schallaburg 2005. Horn – Wien 2005, S. 163–168.